

# BUCHBESPRECHUNGEN

WOLFGANG ABENDROTH

DIE DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTEN

Weg demokratischer Integration

Wolfgang Rotke Verlag, Heidelberg 1954, 103 Seiten,  
Kleinformat, Preis 3,80 DM.

Über die ältere Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung liegen mehrere gute Arbeiten vor. Erinnert sei besonders an das 1925 erschienene dreibändige Werk *Siegfried Nestriepkes*: „Die Gewerkschaftsbewegung“. Ist dieses Werk auch aus dem Buchhandel verschwunden, so findet es sich doch noch in vielen unserer Bibliotheken. Leider fehlt bis heute eine eingehende zusammenfassende Darstellung der deutschen Gewerkschaftsbewegung nach 1914 und der ihr nach 1918 durch den Staatsumbruch gestellten organisatorischen und wirtschafts- und sozialpolitischen Probleme sowie deren Lösungsversuche. Dieser Mangel erschwert dem jungen Gewerkschafter das so notwendige Studium der deutschen Gewerkschaftsgeschichte. Jede objektive geschichtliche Arbeit auf diesem Gebiet muß daher auf das wärmste begrüßt werden.

Leider schließt die im Rahmen der „Kleinen Schriften zur politischen Bildung“ des Rothe-Verlags erschienene Broschüre *Prof. Abendroths* diese Lücke nicht. Von den 103 Seiten sind knapp 30 der deutschen Gewerkschaftsbewegung von ihrer Frühzeit bis zum Zusammenbruch im Jahre 1933 gewidmet. Der Hauptteil der Arbeit beschäftigt sich mit der Neugründung der Gewerkschaften nach 1945. Aber gerade diese ersten Seiten, die eine Spanne von mehr als sieben Jahrzehnten umfassen, vom ersten machtlosen Aufbäumen bis zur machtvollen Organisation, die den mißachteten Proleten zum selbstbewußten Staatsbürger wachsen ließ, lassen jede historische Objektivität vermissen. Aus dem opferreichen Ringen zweier Generationen macht Wolfgang Abendroth ein verwirrendes Zerrbild. Er anerkennt die organisatorischen Leistungen der Gewerkschaften und ihre „lohn- und sozialpolitischen Erfolge, die unbestreitbare und bedeutende Leistungen waren“, verurteilt sie dann aber, weil sie angeblich schon vor 1914 ihre wichtigste Aufgabe vernachlässigt haben: den Sturz der imperialistischen Machtpolitiker.

Nach Abendroth wuchs mit den Gewerkschaften auch ihr Vermögen (1913: freie Gewerkschaften 88 Mill. Mark, christliche Gewerkschaften fast 10 Mill. Mark, Hirsch-Dunckersche Gewerkschaften fast 2 Mill. Mark). Auch wuchs der Kreis „der hauptamtlich tätigen Funktionäre“. Er sagt: „Damit mußte aber auch ihre innerorganisatorische Autorität größer werden.“ Dieser Kader hauptamtlicher Gewerkschaftsfunktionäre bewertete „die Bedeutung

der gewerkschaftlichen Erfolge und der Organisation, ihres Vermögens und ihrer legalen Machtmittel“ so hoch, daß er „mißtrauisch gegenüber spontaner Initiative von Arbeitermassen wurde, die zu Kämpfen drängen konnten, die diese Legalität gefährden konnten“. Und so kommt Abendroth zu der lapidaren Feststellung: „Deshalb lehnten die Gewerkschaftsführer den Gedanken des *politischen Massenstreiks* ab, obwohl die belgischen Arbeiter 1893, die russischen 1905 gezeigt hatten, daß er ein brauchbares Werkzeug im Kampf um die Demokratie sein kann. Deshalb unterschätzten sie ... die Bedeutung des staatlichen Zugriffs auf die Wirtschaftspolitik“ und „be-verteten das Drängen der Schwerindustrie und anderer Wirtschaftsgruppen auf Rüstungssteigerung ... nicht hoch genug“. Abendroths Schuldpruch gegen die Gewerkschaftsfunktionäre lautet: „So verstanden sie nicht, jene Massendemonstrationen, die von den empörten Arbeitern nach den preußischen Landtagswahlen des Jahres 1908 begonnen wurden, zum Kampf um die Demokratie zu steigern.“ Und das ist für ihn die Ursache eines tragischen Versagens der deutschen Gewerkschaften, des kurzzeitigen Verspielens ihrer höchsten historischen Mission: Sie verpaßten die letzte Chance, „durch den politischen Sturz derjenigen Schichten, die sich in den Gleisen imperialistischer Machtpolitik treiben ließen, den Weltfrieden und damit den Weg zu weiterem sozialem Fortschritt zu bewahren“. So bestimmte, wenn Worte einen Sinn haben, ihr Verzicht auf den Massenstreik alles kommende weltweite Unheil, die Weltkriege und ihre Folgen weitgehend voraus.

Diese Verzerrung der Tatsachen muß den jungen Gewerkschafter mit Mißtrauen erfüllen, während es doch darum geht, ihn Achtung vor dem Werden der Bewegung zu lehren. Hätte Abendroth auch nur die vor allem das Jahrzehnt von 1900 bis 1910 erfüllenden Debatten um den politischen Massenstreik in der Gewerkschafts- und Parteipresse, die Verhandlungen des Kölner Gewerkschaftskongresses 1905 und der sozialdemokratischen Parteitage studiert, wäre ihm die Haltlosigkeit seiner Schlußfolgerungen offenbar geworden. Die Gewerkschaften haben sich damals gegen die Degradierung des Massenstreiks zum Schlagwort gewandt. Unter den obwaltenden Umständen glaubte niemand, auch nicht der lauteste Befürworter, an die Durchführbarkeit eines von großen Massen getragenen Kampfes, der, sollte er durchschlagen, auch Verkehr und Kraftwerke lahmlegen mußte. Noch fehlten hierfür alle Voraussetzungen. Die Mitgliederzahl der freien Gewerkschaften stieg erst in jenen Jahren von einer Million 1904 auf zwei Millionen 1910. Unorganisiert war noch das Personal der öffentlichen Betriebe und Eisenbahnen, noch gab es keine Willenseinheit der nach Richtungen aufgespaltenen Gewerkschaftsbewegung. Gegen die Arbeiterschaft standen

Polizei und Militär, erzogen zum Kadavergehorsam des kaiserlichen Obrigkeitsstaates. Es war daher selbstverständlich, daß der Kölner Gewerkschaftskongreß gegen nur sieben Stimmen erklärte: „Den Generalstreik, wie er von Anarchisten und Leuten ohne jegliche Erfahrung auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Kampfes vertreten wird, hält der Kongreß für undiskutabel; er warnt die Arbeiterschaft, sich durch die Aufnahme und Verarbeitung solcher Ideen von der täglichen Kleinarbeit zur Stärkung der Arbeiterorganisation abhalten zu lassen.“ Aus stichhaltigen Gründen, nicht aus engherziger Sorge um Kassenbestände, wie Abendroth glaubt, wandten sich die Gewerkschaften gegen die von den Radikalen und Unerfahrenen propagierte „spontane Initiative von Arbeitermassen“. Daß die Gewerkschaften keineswegs auf dem Geldbeutel saßen, beweisen ihre Arbeitskämpfe. Allein im Jahrfünft 1906 bis 1910 gaben die freien Gewerkschaften 64 Mill. Mark für Arbeitskämpfe und weitere 92 Mill. für sonstige Unterstützungen aus.

Die Stellung der Gewerkschaften zum Kriegsausbruch 1914 wird bei Abendroth zur schweren Diskreditierung der Gewerkschaftsleitungen. „Der Ausbruch des Krieges ließ sie (die Gewerkschaftsführer) im patriotischen Rausch mitschwimmen.“ Er sieht nicht die schweren seelischen Konflikte, die national und international die Verantwortlichen der Gewerkschaften so schmerzlich bewegten, er sieht nicht die Bedingtheiten und Probleme der furchtbaren Situation. Hier ein Wort der Verteidigung anzufügen, heiße das Andenken an *Karl Legien* schmälern, der turmhoch über solcher Diffamierung steht.

Die bewegte Periode von 1918 bis 1933 mit ihren wirtschaftlichen und politischen Krisen, ihren Gegensätzen und Streitfragen, ihrer grundlegenden Entwicklung in Arbeitsrecht und Sozialpolitik findet in diesem Buch eine nur skizzenhafte Würdigung, aus der die kritische Einstellung des Autors spricht. Er erinnert an *Lassalles* Wort, Verfassungsurkunden seien nicht mehr wert, als die reale Macht, die dahinter steht und die von ihren Trägern rechtzeitig eingesetzt wird. Nach Abendroth haben die deutschen Gewerkschaften „diese Lehre in der Periode der Weimarer Republik zeitweise ebensowenig verstanden wie die Liberalen im preußischen Verfassungskonflikt 1862“. Daß er das Arbeitsgemeinschaftsabkommen vom 15. November 1918 wenig freundlich erwähnt, ist nicht verwunderlich. Ist es doch in einigen Kreisen Mode geworden, aus der Arbeitsgemeinschaft einen Popanz zu machen, ohne ihre Schaffung im Rahmen der turbulenten Ereignisse jener Zeit und des Kampfes um das nackte Leben eines zutiefst erschütterten Volkes sehen zu wollen.

Ein an sich unbedeutender Irrtum sei hier berichtet. Aus den Debatten um die Organisationsform gingen vor 1933 keine Industrie-

verbände der Holz- und Metallarbeiter hervor. Die organisatorische Zusammenfassung verwandter Berufsverbände wurde früher vielfach Industrieverband genannt, ohne es im heutigen Sinne zu sein. Irrig ist auch die wiederholt dargelegte Auffassung, die erst nach 1945 überwundenen Widerstände gegen die Industrieverbände seien „Reste alter Handwerksgelesen-Tradition“, sie seien den „Traditionen aus der Entstehungszeit der Gewerkschaften, in der die Handwerksgelesen ihren tragenden Kern bildeten“, entsprungen. So einfach liegen die Dinge nicht. Der Gegensatz: Gelernter — Ungelernter war in den deutschen Gewerkschaften bis auf wenige Ausnahmen seit Jahrzehnten überwunden. Vielmehr stand gegen das neue Organisationsprinzip die Überlegung, daß der Beruf ein mindestens so starkes Band sei wie der Betrieb. Tatsächlich hat der Industrieverband die Angehörigen einiger Berufe organisatorisch auseinandergerissen und durchaus nicht vereinzelt zu einer Schwächung ihrer Organisation geführt. Es waren daher nicht, wie Abendroth annimmt, romantische Erinnerungen, sondern wohlüberlegte ernste Sorgen, die zu den organisatorischen Meinungsverschiedenheiten geführt hatten.

Doch das sind kleine Schönheitsfehler. Zu ernster Kritik zwingen jedoch die Bemerkungen Abendroths zu den letzten Phasen der Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung vor ihrem Zusammenbruch im Mai 1933. Leider fehlt uns noch eine objektive, auf Dokumente gestützte Darstellung der wirtschaftlichen und politischen Ereignisse jener Zeit und die Stellungnahme der Gewerkschaften zu ihnen. Dieser Mangel ist um so bedauerlicher, als später behauptet wurde, die Gewerkschaftsführung habe in der entscheidenden Stunde versagt. In dieses Horn stößt auch Abendroth, ohne jedoch den mindesten Versuch einer Beweisführung zu machen. Er schreibt: „Der ADGB und die freien Gewerkschaften hatten zwar die Gefahr erkannt... Sie konnten sich aber nicht mehr entschließen, wie 1920 die Massen zum Kampf aufzurufen, die — mindestens zum Teil — sehnlichst auf diesen Aufruf gewartet haben.“ Ein Vergleich der Jahre 1920 und 1932/33 muß zu falschen Schlußfolgerungen führen. Beim Kapp-Putsch standen der größte Teil des Heeres, der Polizei und der Beamten, die öffentliche Meinung und nicht zuletzt die großen Unternehmerverbände gegen Kapp. 1932/33 waren fast sieben Millionen Arbeitnehmer, zum größten Teil seit Jahren, arbeitslos, weitere Millionen waren Kurzarbeiter, die Jugend zweifelte daran, je in den Arbeitsprozeß eingereiht zu werden, die Arbeitgeber waren Verbündete der gegen die Gewerkschaften gerichteten Reaktion, das Militär war zusammen mit den schwer ausgerüsteten SA-Horden gegen uns. Abendroth würdigt dies auch: „Zweifellos wäre der Ausgang eines Kampfes, der zum Bürgerkrieg ge-

führt hätte... , mehr als zweifelhaft gewesen. Es war in den letzten Stadien des Todeskampfes des Weimarer Staates kaum noch möglich, auf einen Erfolg zu hoffen.“ Trotzdem spricht er die Gewerkschaftsführer schuldig: „In dieser Situation hatten abermals viele Gewerkschaftsführer die Illusion, es sei besser, alles daran zu setzen, die Legalität der Organisationen zu erhalten ..., als nach einem kaum aussichtsreichen Kampf, der nur noch Tradition und Ansehen der Bewegung retten konnte, den Sprung in das Dunkel illegaler Existenz zu wagen.“

Nach Abendroths Ansicht mußte „dem Sprung in die Illegalität“ der Massenstreik vorausgehen, ein — wie er selbst schreibt — „kaum aussichtsreicher Kampf“. Dies alles war in jenen furchtbaren Wochen Gegenstand ernstester Überlegung. Ob bei Millionen Arbeitslosen wirklich große Massen dem Ruf zum Generalstreik gefolgt wären? Und wenn sie es getan hätten, wären nicht Abertausende in das Dunkel des Todes gegangen?

Wer jene Zeit objektiv untersuchen will, und eine solche Untersuchung ist um der Legendenbildung willen dringend notwendig, muß schon tiefer schürfen. Er wird dann erkennen, daß es zwei verteuft unterschiedliche Dinge sind: Nach 20 Jahren, in Kenntnis der Auswirkung der Ereignisse, vom sicheren Port seines Schreibtischsessels ohne Rücksicht auf damalige Zeitumstände den Bannstrahl zu schleudern oder im heißen Atem einer furchtbaren Zeit, in der es um Sein oder Nichtsein einer Bewegung ging, die durch mehr als sieben Jahrzehnte um den Aufstieg des deutschen Arbeiters rang, Beschlüsse fassen zu müssen, die unübersehbare Folgen hatten.

Der Hauptteil des Buches beschäftigt sich mit dem Wiederaufbau der Gewerkschaften nach 1945, ihrer organisatorischen Gliederung und ihren Aufgaben. Abendroth faßt kurz zusammen, was in einer Reihe anderer Arbeiten bereits ausführlicher dargestellt wurde. Ein Irrtum sei berichtigt. 1945 war in einigen Bezirken, auch im Rheinland, zunächst beabsichtigt, die Neuorganisation in Form straffster Zentralisation durchzuführen. Eine einheitliche „allgemeine Gewerkschaft“ sollte sich in Fachgruppen, die heutigen Industrieverbände, gliedern. Abendroth irrt, wenn er schreibt: „Der Widerstand der Besatzungsmächte ... hat aber ihre Verwirklichung unmöglich gemacht.“ Tatsächlich schloß sich das Rheinland ohne äußeren Druck dem im Nordbezirk und in Teilen Westfalens bestehenden System der selbständigen Industriegewerkschaften an. In Niedersachsen bestand eine „allgemeine Gewerkschaft“ auch weiter bis zur Gründung des Gewerkschaftsbundes für die britische Zone.

Franz Spliedt

## EIN LEBEN FÜR DEN SOZIALISMUS

### Erinnerungen an Karl Kautsky

Verlagsbuchhandlung J. H. W. Dietz Nachf., Schmidt-Küster GmbH, Hannover 1954, 110 Seiten, brosch. 3,85 DM

Es erfüllt uns mit großer Genugtuung, daß es möglich war, zum 100. Geburtstag *Karl Kautskys* ein Buch vorzulegen, das sowohl dem Menschen wie dem marxistischen Forscher und sozialistischen Politiker Kautsky ein würdiges Denkmal setzt, uns seine bedeutenden Leistungen in Erinnerung ruft und die Epochen seines langen Lebens (1854—1938) wieder lebendig werden läßt. Den bedeutsamsten Beitrag zu dem von *Benedikt Kautsky* zusammengestellten gehaltvollen Buch hat der Jubilar selbst geleistet: Es ist die hochinteressante autobiographische Skizze, die Karl Kautsky 1924 verfaßte und die nun dankenswerterweise hier wieder abgedruckt wird; eindrucksvoller ließe sich dieser arbeitsreiche Lebensweg eines Marxisten nicht darstellen. Gerade für die jüngere Generation, die Kautskys Zeit nicht mehr miterlebte und nur noch wenig von diesem wichtigen Abschnitt der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung weiß, ist dieses knappe Resümee höchst anregend.

Im übrigen enthält das Buch etwa ein Dutzend kürzerer Aufsätze über Kautsky und die verschiedenen Zweige seines Wirkens, wobei besonders sein Einfluß auf die Sozialisten der verschiedensten Länder sehr deutlich wird, wie schon die Namen der Mitarbeiter dieser Gedenkschrift erkennen lassen; wir finden unter ihnen den Österreicher *Friedrich Adler*, den Holländer *Sam de Wulff*, den Jugoslawen *Zivko Topalovitch*, die Russen *R. Abramowitsch* und *B. Nikolajewsky*, den Deutschen *Friedrich Stampfer*. Sehr zu begrüßen ist es, daß man auch kritische Meinungen über gewisse politische oder wissenschaftliche Ansichten Kautskys offen ausgesprochen hat, während es für den selbstlosen, idealistischen Menschen Karl Kautsky und seine Lebensgefährtin Luise Kautsky bei allen, die sie kannten, nur liebevolle Verehrung und Dankbarkeit geben kann. Möge diese Veröffentlichung recht viele Leser anregen, sich mit den noch heute wichtigen Büchern Kautskys zu beschäftigen und auseinanderzusetzen!

Dr. Walter Fabian

## ARTUR STEGNER

### DIE ÜBERWINDUNG DES KOLLEKTIVISMUS

Göttinger Verlagsanstalt für Wissenschaft und Politik, Göttingen 1953, 342 Seiten, Preis 6,20 DM.

*Artur Stegner*, der frühere niedersächsische Landesvorsitzende der FDP, möchte die soziale Frage lösen. Das Rezept dafür hat er auf 340 Druckseiten ausführlich entwickelt. Weder der Klassenkampf noch die gewerkschaftliche Tarifpolitik, weder die Mitbestimmung, wie die Ge-

werkschaften sie fordern, noch das Mitunternehmertum, wie Herr *Spindler* es offeriert, weder der Kommunismus noch der Sozialismus westlicher Prägung führen nach Stegners Meinung zum Ziel, sondern nur eins: die Eigentumsbildung in Arbeiterhand, vor allem durch Arbeiteraktien. Beifällig zitiert Stegner die Äußerung von *Prof. Robert Hartmann*, dem Gründer des amerikanischen Profit Sharing Council: „Wir sagen immer, es ist nicht wahr, daß der Kapitalismus im Absterben ist, er hat im Gegenteil — sozialpolitisch gesehen — noch gar nicht angefangen. Ein System kann erst dann kapitalistisch genannt werden, wenn alle Produktionsteilnehmer Kapitalisten sind.“

Das Buch Stegners bringt keine neuen Gedanken. Es ist eine nicht uninteressante Zusammenstellung eines umfangreichen Materials (darunter auch viel ausländisches) zu diesem Fragenkomplex, verbunden mit einer kritischen Darstellung der gewerkschaftlichen Wege und Methoden in Deutschland und im Auslande. Auch dazu werden keine neuen Gesichtspunkte vorgetragen. Eine gewisse Beachtung ist dem Buch nur insofern zu schenken, als es als politische Programmschrift gedacht war. Als Stegner das Buch schrieb, war er noch Landesvorsitzender der FDP. Als es erschien, war er bereits aus dieser Partei ausgeschieden aus Gründen zum Teil persönlicher Art. Jedenfalls nicht, weil ihm die FDP etwa zu rechts war. Jetzt stellt sich in Niedersachsen eine neue Partei vor, die Deutsche Nationalpartei, abgekürzt DNP. Es wird behauptet, aber auch bestritten, daß Stegner hinter dieser Partei stehe. Offiziell bekennt er sich noch nicht dazu. Das Programm der neuen Partei lehnt sich jedoch an die Gedankengänge an, die Stegner in seinem Buch entwickelt hat, und stellt die Forderung nach „Eigentum für Arbeiter, Angestellte und sozial Schwache“ in den Mittelpunkt ihrer sozialpolitischen Zielsetzung. Glaubt Herr Stegner unter dieser Parole die „heimatlosen Nazis“ sammeln zu können? hw

HERBERT LÜTHY:

FRANKREICHS UHREN GEHEN  
ANDERS

Europa Verlag, Zürich-Stuttgart-Wien 1954, 354 Seiten,  
15,80 DM.

Unter den aktuellen Frankreich-Büchern dürfte dieses von dem Schweizer Journalisten *Lüthy* geschriebene das offenerzigste und kritischste sein. Aber bei aller Objektivität, ja Schärfe seines Urteils, das die Dinge keineswegs schönfärbt, spricht er dennoch nicht aus, daß Frankreichs Uhren falsch gehen, und er überläßt dem ratlosen und verwirrten Leser die Entscheidung, welche Uhr in unserer vielschichtigen Gegenwartswelt denn überhaupt noch richtig geht. Im Mahlstrom der zügigen Entwicklung zur Technisierung und Rationalisierung des gesellschaftlichen und wirtschaft-

lichen Lebens bildet das altmodische und traditionsverharrende Frankreich fraglos eine starke Hemmung und einen das Tempo verzögernden Widerstand. Aber soll man es dafür tadeln? In einem Gemisch von Ironie, Resignation, Zorn und Bewunderung rät *Lüthy*, dieses so kontinuierlich gewachsene Staatsgebilde mit all seinen erstaunlichen Widersprüchen verstehen zu lernen. Wie einen Fächer breitet er mit gründlichster Sachkenntnis die französischen Gegebenheiten vor uns aus: das schillernde Feuerwerk des intellektuellen Betriebs, Asphaltkultur, äußere Leichtigkeit und Lebensfreude und das archaische, sittenstrenge, sparsame, bigotte und erneuerungsfeindliche Frankreich der Provinz (gewisse Teile von Paris einbeziehend), ideologischer Überschwang und berechnende Engherzigkeit, Traditionalismus und Pietätlosigkeit, tiefstes Nationalbewußtsein und Nichtachtung von Staats- und Gemeinwohl, stürmischer Avantgardismus und vorsintflutliche Krähwinkelei, revolutionäre Rhetorik und unwandelbare Form, weiteste Toleranz und tödlich gehässige Polemik.

Für die Stagnation in seinem Wirtschaftsleben führt er drastische Beispiele an. Ein wirt verfilztes System von Zwischenhandel und Mittelsmännern untermauert die Einrichtung der Pariser Markthallen, ein anachronistischer „Mirakelhof“, in dem die Privilegien wie antike Erdschichten übereinander liegen, Bollwerk jeglichen Fortschritts und jedes Preisenkungsmanövers. Mögen die staatlichen Reformpläne noch so großzügig und kühn sein, sie zerschellen wie überall auch in der Bauwirtschaft mit ihren unökonomischen Kleinunternehmungen, ihren veralteten Maschinen und ihrem gemächlichen Arbeitstempo. So kommt es, daß, während viel mitgenommenere Länder im Wiederaufbau glänzen, Frankreich nur Schneckenhaft vorankommt und trotz erschreckender Wohnungsnot auch der Altbau nicht saniert wird.

Es gibt in diesem Lande unbeschränkter individueller Freiheit, die unantastbar und heilig erscheint, auch nur sehr mangelhafte Wohltätigkeitseinrichtungen, die für den Bedürftigen mehr Inferno als Wohltat darstellen, so daß immer noch Menschen unter Brücken schlafen, während einzelne Damen von ihren Sechszimmerwohnungen leben. So wird private Freiheit zu asozialem Verhalten. Trotz des Linksdralles weiter französischer Wählerschichten kann man sich in diesem Lande ein wirkungsvolles kollektivistisches Experiment einfach nicht vorstellen.

Legenden haben ein zähes Leben. Und noch immer ist die von der „Grande Nation“ wach, noch immer wird der Anspruch auf kulturelles Prestige durch schmeichelhafte Aussprüche wie jenen von *Jefferson* genährt. „daß jeder Mensch zwei Vaterländer habe, sein eigenes und Frankreich“. Am liebsten möchte der

Durchschnittsfranzose nicht einbezogen werden in die europäische Integration, sondern selbstgenügsam und selbstgerecht die Fenster zur Welt verschließen und die Tür abriegeln. China hat das durch Jahrtausende tun und seine Uhren anders laufen lassen können. Aber heute ist auch seine Mauer nicht mehr hoch genug gegen die reißende Zugluft von außen. Wie lange noch wird Frankreich Widerstand gegen die große moderne Gleichschaltung leisten können? Und wird sein ehrwürdiger Schlendrian, seine lebensweise Vorsicht lähmend oder regulierend auf die anderen wirken? *MH*

**HEINRICH BÖLL  
HAUS OHNE HÜTER**

Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1954, 320 Seiten, Leinen 12,80 DM

*Heinrich Böll* macht hier als erster den Versuch, die Problematik des Lebens derer zu umreißen, die der letzte Krieg ohne Gatten und Vater, in einem „Haus ohne Hüter“ zurückgelassen hat. Der Gefallene existiert nur als Bild an der Wand, ein Mann, dessen Jugend ewig gleichbleibt oder im Vergleich zur älter werdenden Frau und Mutter sich sogar noch zu vergrößern scheint.

Mit dem Blick zweier Knaben, die ihre Väter nie gekannt haben, läßt Böll den Leser die Welt der Kriegerwaisen und Witwen sehen; eine Welt, in der der Lebenskampf weit größere Anstrengungen fordert und die doch mit den üblichen moralischen Maßstäben gemessen wird. Neben den Knaben stehen die beiden Mütter, verschieden in ihrer finanziellen Lage und doch ähnlich in ihrem Schicksal als Frauen. Sie träumen von dem Leben, das sie mit dem Gefallenen geführt hätten, wenn er bei ihnen geblieben wäre, sie möchten den in ihren Gedanken und Träumen fertiggerechten Film, der so plötzlich abgeschnitten worden ist, bis zum Ende ablaufen lassen. Aber das völlig andere Leben zwingt sie, den Erfordernissen des Tages zu entsprechen.

Die Nachkriegswelt zieht einen der beiden Knaben schon im vorschulischen Alter in den Existenzkampf hinein, der sich ausdrückt in Einkäufen auf dem schwarzen Markt und in der Einteilung der schmalen Summen, die für den Haushalt zur Verfügung stehen. Hier wird das ganze Nachkriegselend deutlich, gegen das so viele nach dem Zusammenbruch kämpfen mußten. Der andere wächst zwar in einem finanziell gesicherten Haus auf, seine seelischen Nöte aber unterscheiden sich nicht von denen seines Kameraden. Warum werden Kinder, deren Väter gefallen sind, vom Lehrer mit mehr Nachsicht behandelt als andere? Warum davon solche, deren Mütter Geld haben, mehr und solche, deren Mütter „unmoralisch“ sind, weniger? Was bedeuten die im Unterton ausgesprochenen Begriffe „unmoralisch“ und „unschamhaft“? Wie kann man den Unterschied zwischen

den verschiedenen Onkeln erkennen, mit denen die Mütter umgehen, und die — im Gegensatz zu den Schatten der Väter an der Wand — eine reale Wirklichkeit darstellen? Das sind Dinge, mit denen man mit der Mutter nicht sprechen kann und die die Knaben beschäftigen und quälen.

Ein pessimistisches Buch? Kann man eine Sache, die nichts Positives an sich hat, positiv darstellen? Ein Buch, das Probleme aufreißt, die wir so gern übersehen, ein Buch, das uns dazu aufruft, sich mit Geist und Tat derer anzunehmen, die neben den Verstümmelten die Hauptlast des vergangenen Krieges auf sich genommen haben. Und deshalb ein Buch, das gelesen werden sollte! *Erika Donner*

**LEOPOLD VON RANKE  
DIE RÖMISCHEN PÄPSTE IN DEN  
LETZTEN VIER JAHRHUNDERTEN**

Zwei Bände in einem Band vereinigt. IC. F. Koehler Verlag, Stuttgart 1953, 554 u. 876 Seiten, Dünndruck, Leinen 38 DM.

Es ist unnötig, diese vollständige Ausgabe eines der Meisterwerke deutscher Geschichtsschreibung noch mit einem besonderen Lob zu versehen. Die äußere Ausstattung des Bandes ist geschmackvoll und übersichtlich, der Druck trotz äußerster Konzentration so gehalten, daß die Darstellung immer bequem und mühelos lesbar bleibt.

In einer sehr klugen Einleitung setzt sich *Friedrich Baethgen* mit der Geschichtsphilosophie Rankes auseinander. Es ist ein großer Vorteil der Ausgabe, daß sie es dem Leser auf diese Weise ermöglicht, auch ein tieferes Verständnis für das Rankesche Weltbild zu gewinnen. Die Kritik, die Baethgen an Ranke übt, fließt aus den Erfahrungen eines Jahrhunderts, das die Erschütterungen der Geschichte tiefer erlebt hat — oder erlebt haben sollte — als irgendeine andere Zeit seit dem Anfang des Dreißigjährigen Krieges. „Die halyonischen Tage, in denen Ranke, seine Päpste schrieb und als deren Spiegelung uns die abgeklärte Ruhe seiner Geschichtsschreibung erscheint, sind längst vergangen.“ Die Meisterschaft dieser Geschichtsschreibung, die vollendete Sicht des Werdens als Wellenschlag der Zeit über dem ewigen Grunde der Idee bleibt für alle Zeiten erhalten, es ist uns heute erst recht unvorstellbar, daß sie je wieder ihresgleichen findet. Wer vor einer wissenschaftlichen Darstellung der Historie zurückschreckt, sollte nur einmal einige wenige Seiten dieses Bandes, etwa aus der Geschichte der Gegenreformation, lesen, in der sie ihre höchste Ausprägung gefunden hat; er wird spüren, wie Ranke auch heute noch den Leser in seinen Bann zieht und ihn nicht wieder entläßt. In jedem nur denkbaren Sinne hat Baethgen recht, wenn er sagt: „Auch wer an die Lektüre mit den höchsten Erwartungen herantritt, wird sie niemals enttäuscht, sondern immer nur überboten sehen.“

*Dr. Heinz-Joachim Heydorn*